

ANDREAS HOCK



**Ich verbitte mir  
diesen Ton,  
Sie Arschloch!**



Über den Niedergang  
der Umgangsformen

**riva**

seinen geliebten VW Käfer an jeden, der selbst keinen Wagen hatte und seine Angebetete wenigstens ein Mal ins Autokino ausführen wollte.

Rund 16 Millionen Menschen leben derzeit in der Bundesrepublik Deutschland allein. Man nennt diese Bevölkerungsgruppe gerne Single-Haushalte, weil sich das nach langen Partynächten und einem ungezwungenen Sexualleben anhört, nach einem überdurchschnittlichen Einkommen, häufigen Restaurantbesuchen und unbeschwerten Urlauben mit Freunden. Tatsächlich aber sind laut Statistischem Bundesamt rund 45 Prozent der Frauen über 65 Jahre und fast 20 Prozent der Männer in dieser Altersgruppe mutterseelenallein! Manchen von ihnen ist der Partner gestorben, manche haben sich getrennt, und manche haben auch nie einen Mann oder eine Frau an ihrer Seite gehabt. Andere haben Kinder, die in einer anderen Stadt arbeiten oder in Australien oder den USA studieren, wiederum andere blieben ohnehin kinderlos, und einige sind mit den eigenen Angehörigen so zerstritten, dass man sich gegenseitig aus dem Gedächtnis gestrichen hat.

Und weil die Wohnblöcke zwischenzeitlich immer größer geworden sind, die Nachbarschaften immer anonymer und das Verantwortungsbewusstsein immer geringer, kommt es häufig vor, dass sich um etliche dieser 16 Millionen Alleinstehenden kein Schwein kümmert. So passieren dann all die traurigen Geschichten wie jene aus dem März 2012, als sich der Hausmeister eines Münchner Mehrfamilienhauses doch irgendwann wunderte, warum in den Briefkasten einer 90-jährigen Mieterin schon lange nicht einmal mehr ein Blatt Papier hineinpasste. Als die Feuerwehr die Tür zum Flur öffnete, fanden die Einsatzkräfte die mumifizierte Dame auf dem Boden, und die Obduktion ergab, dass sie seit zwei Jahren tot war. Einige Zeit zuvor wurde in einem Keller im Stadtteil Haidhausen die Leiche des Verwalters entdeckt, der sich geschätzte 13 Jahre vorher aufgehängt hatte und offensichtlich von niemandem vermisst worden war. Mehrere Hundert solcher Fälle zählt die Polizei Jahr für Jahr – nahezu ausschließlich in Städten über 30.000 Einwohner. Udenkbar, dass so etwas im Haus meiner Großeltern passiert wäre. Da machte man sich schon Sorgen, wenn Frau Kistner nicht wie sonst üblich um Punkt elf Uhr zum Teppichklopfen in den Hof ging.

Fast noch schlimmer, als unbemerkt in der eigenen Wohnung zu sterben, ist jedoch, dass man nicht einmal wirklich alleine gewesen sein muss, um einsam zu enden: In einem Nürnberger Pflegestift fanden Mitarbeiter im Juni 2011 eine Seniorin, die bereits seit zehn Tagen leblos in der Wanne lag. Natürlich hat hier zuvörderst das Personal versagt, das annahm, die Frau sei wohl von irgendwelchen Verwandten abgeholt worden, und über eine Woche nicht ins Badezimmer sah. Andererseits sind aktuell im Schnitt 2,5 Pfleger für 45 Heimbewohner zuständig, während sich vor 30 Jahren noch fünf Pfleger um 20 Bewohner kümmern konnten. Wie aber die Angestellten bei einer solchen Belastung so hilfsbereit sein sollen, wie man sich das im Grunde auch für sich selbst wünschen würde, lässt sich

angesichts dieser Quote nicht beantworten. Zumal die Menschen, die in die Heime kommen, immer älter werden: In den letzten 15 Jahren stieg das Durchschnittsalter von 75 auf über 85 Jahre, was den Pflegeaufwand natürlich erheblich erhöht hat.

Während man sich – freilich auch aufgrund der geringeren Lebenserwartung – früher in der Regel im Verbund so lange um die betagten Familienmitglieder kümmerte, bis diese eben starben, werden heute viele Alte kurzerhand abgeschoben. Und selbst wenn der ein oder andere sich hier moralisch zuständig fühlt, lassen es die beruflichen Verpflichtungen in unserer immer globalisierteren Welt häufig gar nicht zu, dass man sich in dem Maße umeinander kümmert, wie es eigentlich sein sollte. Wenn dann noch eines nicht allzu fernen Tages einmal jene Generationen pflegebedürftig werden, die sich immer seltener überhaupt für eigene Kinder entscheiden, dürfte es zu den Besuchszeiten in den Heimen noch viel stiller werden, als es ohnehin schon ist.

Die Hilfsbereitschaft ist uns jedoch nicht nur in unserem unmittelbaren persönlichen Umfeld spürbar abhandengekommen. Sie lässt auch außerhalb von Wohnhaus oder Familie stark zu wünschen übrig. Nehmen wir nur mal den Arbeitsplatz: Mag sein, dass in der Buchhaltung eines alteingesessenen Mittelständlers noch gemeinsam auf den runden Geburtstag der Vorzimmerdame angestoßen, ein unerfahrener Neuling geduldig eingearbeitet oder besonders schwierige Herausforderungen wie der Jahresabschluss gemeinsam bewältigt werden. Viele Vorgesetzte gerade in großen und internationalen Unternehmen schüren jedoch bewusst die Konkurrenzsituation unter ihren Mitarbeitern in der Annahme, nur dann seien diese zu Höchstleistungen fähig. Klar, dass dadurch der Egoismus des Einzelnen zunimmt. Befeuert wird dieses Verhalten durch zahlreiche Ratgeber, in denen den Rücksichtslosen unter uns deutlich bessere Karriereperspektiven in Aussicht gestellt werden als den chronisch Hilfsbereiten. Die Hauptsache eines erfolgreichen Berufslebens scheint heute zu sein, so schnell wie möglich ins Ziel zu kommen. Wer auf dem Weg dorthin auf der Strecke bleibt, hat eben Pech gehabt.

Über 90 Prozent der deutschen Arbeitnehmer wünschten sich laut einer *Focus*-Umfrage mehr Teamfähigkeit in ihrem beruflichen Umfeld. 44 Prozent beklagten sich darüber, dass sie von Kollegen untergebuttert, übergangen oder ihrer Ideen beraubt werden. Von da aus ist es dann auch nicht mehr weit bis zum regelrechten Psychoterror in Form von übermäßigem Leistungsdruck, tätigkeitsfernen Schikanen, sozialer Isolation, persönlichen Beschimpfungen oder gar schierer Verhöhnung. Knapp 100 verschiedene Mobbing-Arten kennt die Psychologie heute, und mindestens eine Million Erwerbstätige leiden erwiesenermaßen massiv darunter – wobei viele Arbeitsrechtsexperten davon ausgehen, dass bis zu neun Millionen Beschäftigte zumindest gelegentlich Handlungen erdulden müssen, die man getrost als Mobbing bezeichnen kann. Die Folgen sind Demotivation, Nervosität, Angstzustände, Konzentrationsschwächen und Depressionen, die verbunden

mit Fehlzeiten und medizinischen Behandlungskosten einen volkswirtschaftlichen Schaden von 6,3 Milliarden Euro verursachen. Unsere Arbeit beeinträchtigt also immer häufiger die gesamte Ökonomie und macht uns selbst krank – und das, obwohl wir heute im Durchschnitt fast acht Wochenstunden weniger schuften müssen als etwa mein Großvater. Dafür kannten der und seine Betriebsgenossen solche Probleme nicht! Nicht einmal jenes hässliche Wort, das auf Deutsch übersetzt in etwa »Anpöbeln« bedeutet, war bis 1963 bekannt, bis es erstmals vom Verhaltensforscher Konrad Lorenz verwendet wurde. Der allerdings benutzte den Begriff Mobbing für Gruppenangriffe von Tieren gegen ihre Fressfeinde, was allerdings auch wiederum nicht allzu weit von seiner heutigen Bedeutung entfernt ist. Nun waren die meisten von Opas Kollegen zugegebenermaßen Beamte und brauchten sich über ihre grundsätzliche berufliche Zukunft keine großen Sorgen zu machen. Wann immer jedoch Not am Mann war, weil ein Kamerad trotz Diensteinteilung plötzlich krank wurde, das Baby zwei Wochen zu früh zur Welt kam oder er auch nur die Freundin unbedingt vom Bahnhof abholen wollte, sprang ein anderer ein. Es hat deshalb bis zu Opas letztem Arbeitstag kein böses Blut in der gesamten Schaffner-Gemeinschaft gegeben – und keine einzige Straßenbahn, die deshalb nicht aus dem Depot fahren konnte. Egal, ob am frühen Morgen, späten Abend oder an Weihnachten, irgendeiner übernahm immer die Schicht, und der diensthabende Leiter in der Planungsstelle drückte ein Auge zu. Er praktizierte das Prinzip schließlich genauso.

Ebenso dramatisch wie auf den Bürofluren ist die schwindende Hilfsbereitschaft im Straßenverkehr: Die Verkehrspolizei in Nordrhein-Westfalen unternahm im Jahr 2008 einen drastischen Versuch, den Menschen ihre zunehmende Gleichgültigkeit dem Leib und Leben Fremder gegenüber unter die Nase zu reiben: Die Beamten stellten auf einer Landstraße einen schweren Verkehrsunfall nach, bei dem ein Motorradfahrer mutmaßlich massiv verletzt wurde – und filmten heimlich die Szenerie. Das Ergebnis war erschütternd: Von 180 Autofahrern, die während des Experiments an der Unfallstelle vorbeifuhren, hielten gerade einmal 60 an, um erste Hilfe zu leisten. Die restlichen zwei Drittel sahen zu, dass sie Land gewannen – nach einem ausführlichem Blick auf das Spektakel, versteht sich.

Ähnliche Ignoranz ist bei Auseinandersetzungen aller Art zu beobachten. Ganz egal, ob es sich um einen handgreiflichen Streit zwischen Eheleuten, die Misshandlung eines Kindes oder eine Schlägerei unter Jugendlichen handelt – zum Mangel an Hilfsbereitschaft gesellt sich oftmals noch ein Mangel an Zivilcourage. Seit 1964 hat dieses unerfreuliche gesellschaftliche Phänomen sogar einen wissenschaftlichen Namen: der »Genovese-Effekt«. Der traurige Grund für diese Bezeichnung ist der Mord an der 29-jährigen New Yorkerin Kitty Genovese, die auf dem Heimweg von der Arbeit vergewaltigt und niedergestochen wurde. Dutzende Zeugen in den umliegenden Häusern bekamen die

Hilfeschreie der jungen Frau mit, kümmerten sich aber nicht weiter darum. Auch dann nicht, als das Opfer sich Minuten nach der Attacke mit letzter Kraft zur eigenen Wohnung schleppte. Die Anwohner registrierten sogar noch, wie der Täter jäh zurückkam, das Appartementhaus systematisch nach Kitty absuchte und ihrer Blutspur folgte, bis er sie bewusstlos im Flur liegend fand. Dort vergewaltigte er sie ein weiteres Mal und brachte sie schließlich um.

Das scheußliche Verbrechen, das in den USA eine lang anhaltende Debatte über die Ignoranz einer gesamten Gesellschaft auslöste, ist natürlich ein extremes Beispiel dafür, was passieren kann, wenn man sich ausschließlich um sich selber kümmert. Dennoch stellten Psychologen fest, dass auch bei uns die Kultur des Wegschauens in den vergangenen zwei bis drei Jahrzehnten extrem zugenommen hat. Da sich im selben Zeitraum das Risiko, zum Opfer einer schweren Straftat zu werden, auf über 230 Fälle pro 100.000 Bürger mehr als verdoppelt hat, dürfen wir durchaus beunruhigt sein. Doch wie sollen wir von unseren Mitmenschen erwarten, dass sie uns zu Hilfe eilen, wenn es uns selbst nicht interessiert, dass nebenan schon vor Monaten ein neuer Bewohner eingezogen und der letzte Besuch bei der bettlägerigen Tante auch schon Monate her ist?

Dabei ist das ignorante Verhalten bei Unfällen oder Straftaten im Gegensatz zur Abschiebung der vergesslichen Oma ins Altenheim strafbar: Rund 1800 Mal im Jahr müssen sich vorwiegend Verkehrsteilnehmer wegen »unterlassener Hilfeleistung« vor Gericht verantworten, bei ungleich höherer Dunkelziffer, versteht sich. Rein rechtlich gesehen drohen laut § 323c Strafgesetzbuch demjenigen, dem ein Unfall, eine Prügelei oder ein Überfall schlichtweg am Allerwertesten vorbeigeht, bis zu zwölf Monate Haft. Die Ausrede, nur aus Angst, etwas falsch zu machen, nicht gehandelt zu haben, kann angesichts von 120 Millionen angemeldeten Mobiltelefonen in Deutschland eigentlich nicht mehr ernsthaft in Betracht gezogen werden. Denn selbst wenn es drei Täter sind, die an der S-Bahn-Haltestelle auf einen anderen eindreschen, sollte ein Anruf bei der Polizei für jeden Zeugen machbar sein. Dabei muss sich niemand als Held aufführen oder gar in Gefahr begeben. Aber im Vergleich zur Hilfsbereitschaft ist Zivilcourage keine Tugend, sondern eine Pflicht. Da nützt es auch rein gar nichts, wenn man sein Gewissen fürderhin damit beruhigt, gerade eine Online-Petition für mehr Tierrechte unterschrieben oder 20 Euro für die Flutopfer in Bangladesch gespendet zu haben.

Doch zurück in die Coburger Straße 21, in der es nach meiner Erinnerung glücklicherweise niemals eine schwere Straftat oder eine schlimme Karambolage gegeben hat, die aber auch nicht von Tragödien verschont blieb: Eines Tages erlitt Frau Lorenz einen Schlaganfall. Sie hatte eigentlich noch Glück im Unglück, denn es war Samstag, und meine Großmutter stand mit einer Portion Hackbraten vor der Tür und wunderte sich, dass ihre Nachbarin nicht öffnete und auch nicht auf ihr Klopfen und ihre Rufe reagierte. Also eilte sie zurück

in ihre Wohnung und alarmierte den Notarzt, der kurz darauf die Tür aufbrach und Frau Lorenz bewusstlos im Bad auffand. Weil alles zügig vonstatten ging, hatte der Hirnschlag nicht die schlimmstmöglichen Folgen. Dennoch war ihre linke Körperhälfte teilweise gelähmt, und sie musste nach der Reha in ein geeignetes Wohnstift ziehen, das weit außerhalb der Stadt am Waldrand lag.

Auch hier wurde sie noch regelmäßig von den anderen Hausbewohnern besucht, die Vianello-Kinder bastelten ihr sogar eine bunte Dekoration für die Fensterscheiben. Aber das war natürlich nicht mehr das Gleiche. Die Nachbarn konnten aufgrund der Entfernung nicht jeden Tag dort vorbeikommen, und Frau Lorenz fühlte sich in der Einrichtung einfach nicht zu Hause. So wurde ihr Zustand immer schlechter. Erst lachte sie nicht mehr, dann sprach sie nicht mehr, und schließlich aß sie auch nichts mehr. Ein Jahr nach dem Unglück schlief sie einfach ein und wachte nicht mehr auf.

Sie sei keineswegs an den Folgen des Schlaganfalls gestorben, erzählte uns der Heimarzt, als sich meine Eltern zusammen mit meiner Oma um die Formalitäten kümmerten, weil tatsächlich keinerlei Verwandte aufzutreiben waren. Ihre Organe hätten noch ein paar Jahre durchgehalten, und auch die Lähmung wäre aus medizinischer Hinsicht nicht lebensbedrohlich gewesen. Frau Lorenz war der erste Mensch, von dem ich mitbekam, dass er an Einsamkeit starb.

Weil in Deutschland alles irgendwo geregelt ist, muss sich auch ein Toter noch nach gesetzlichen Normen richten. Und weil ein Verstorbener in den seltensten Fällen vor dem Ableben selbst Vorkehrungen getroffen hat, wie seine Beerdigung aussehen und vor allem, wer diese bezahlen soll, gibt es eine streng festgelegte Reihenfolge hinsichtlich der Bestattungspflicht: Zunächst ist der Ehepartner für das Begräbnis verantwortlich, dann die Kinder, die Eltern, die Geschwister, etwaige Sorgeberechtigte, Großeltern, Enkelkinder und schließlich sonstige Verwandte bis zum dritten Grad, also beispielsweise der Neffe eines Großonkels. Sollten die Behörden jedoch nicht einmal einen derart entfernten Angehörigen auftreiben, bleibt nur noch die anonyme Bestattung, die sicherlich auch ein Zeichen der zunehmenden Vereinsamung unserer Gesellschaft ist. Rund 10,5 Prozent beträgt die Quote dieser frustrierendsten aller Beisetzungsformen inzwischen, schätzen Soziologen, und die wenigsten davon geschahen auf freien Wunsch des Verblichenen hin. Im Klartext bedeutet das, dass vom manchmal langen, oft arbeitsamen, vielleicht spannenden, schicksalhaften, traurigen oder auch erfüllten Leben von bis zu 90.000 Menschen am Ende nicht mehr bleibt als ein nüchterner Verwaltungsakt, für den sich keine Sau interessiert.

Frau Lorenz aber musste weder anonym bestattet werden noch war sie im Tod allein: Die Schneiders waren anlässlich ihrer Trauerfeier extra aus Ruhpolding angereist, und ihre Tochter spielte auf der Orgel »Für Elise«. Die Kistners waren ebenfalls da, die Buchmanns,